Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 184 (1905)

Artikel: Der Alrun

Autor: Schneebeli, Heinrich

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-374332

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Alrun.

Bon Beinrich Schneebeli.

Der Alrum ober Alraun ist der fleischige Wurzelstock der im südlichen Europa wild wachsenden Mandragora. Schon im grauen Alterthum knüpfte sich viel Aberglauben an diese Pflanze, der man Zauberkünste beilegte wegen ihrer des täubenden Wirkung, so daß man von einem schläfrigen, trägen Menschen zu sagen pflegte: Der hat Alraum gegessen, versonen, an denen bedeutende chirurgische Operationen vorgenommen werden sollten, mußten von dem Burzelsaft eine bestimmte Dosis einnehmen, um sich zu betäuben. Aus der Burzel wurden später menschliche Figuren gesichnitten; man nannte sie Alräunchen, Wichtels, Erds oder Galgenmännchen. Diese wurden als Hausgötter betrachtet,

eines Uneingeweihten den Alrun erblickt, so hört dieser nicht nur auf Geld zu legen, sondern der Sigenthümer nuß ihn unter Beobachtung gewisser obseiner Gebräuche schleunigst vergraben, wenn er nicht früher als der mit dem Teufel eingegangene Bertrag bestimmt, vom Bösen geholt werden soll. Bor nicht allzulanger Zeit verlangte eine Frau in Binterthur von ihrem Manne geschieden zu werden, weil derselbe einen Frosch-Alrun hätte, welcher ihm täglich einen Fünffrankenthaler lege. Sie hatte eines Tages unversehens das Zauberthier in dem Schranke ihres Mannes gefunden. Der Froschteusel habe sie so grüseli angelugt, daß sie zum Tode erschrocken sei. Sie verlangte die Scheidung,





3mei Alraunwurzeln mit ihren Gewändern ans dem Befige Kaifer Rudolfs II. (1576-1612).

sorgfältig gepflegt und prächtig gekleidet, Sonnabends in Waffer oder Wein gebadet und sollten dem verschwiegenen Besitzer Reichthum, Gesundheit und andere irdische Güter, Glück bei Prozessen, Fruchtbarkeit den Frauen und Beförderung der Geburten bringen. Die Charlatane des Mittelalters verkauften sie um hohen Preis. Den meisten Werth hatten die unter dem Galgen gefundenen und von einem schwarzen Hund der Erde entrissenen Männchen. Selbstwerständlich ist so ein Alraun nur mit Hilfe des Teufels zu erlangen, denn der Alrun felbft ift ein Stud Teufel und der Besitzer muß feine Seele dem Satan verschreiben. Anders ist die Zubereitung in unserer Gegend. Ein junger Laubfrosch wird beim Bollmond gefangen und unter Anrufung des bösen Geistes mit Hulfe eines Zauberers oder Herenmeisters unter schmutzigen Ceremonien zum Alrun gemacht. Der glückliche Besitzer setzt denselben in ein verschloffenes Gefäß und hier legt das Zaubertier Tag für Tag ein großes Stück Geld. Sowie aber das Auge weil sie fürchte, durch Fortführung der Che das Heil ihrer Seele zu gefährden.

Der Glaube an die Wirksamkeit dieser Wunderpflanzen ist in vielen Gegenden heute noch nicht ganz verschwunden. Wo der Aberglaube verbannt ist, scheint oft der Glaube mit ihm abhanden gekommen zu sein und gewöhnlich taucht der Aberglaube da am krassesten auf, wo die allgemeine Bildung des Volkes nicht bestritten werden kann.

Nachstehende sast unglaubliche Geschichte trug sich in einem Lande zu, welches seit 70 Jahren das umfassenhste und best organissierteste Bolksschulwesen besitzt weit und breit. Der Kanton Zürich ist im stolzen Selbstgefühl ein Kulturstaat. Sein Staatshaushalt ist in bester Ordnung, die meisten Gemeinden haben ein bedeutendes Stenerkapital, die schönen guterhaltenen Straßen zeigen sehr deutlich die allgemeine Wohlhabenheit, und für die Sisenbahnen ist die rege Handelsstadt Zürich ein Knotenpunkt. Der Kanton rühmt sich einer sehr aufgestlärten Geistlichkeit und man

follte denken, daß Aberglaube und Wunderglaube beseitigt

sei, aber dem ist nicht so. —

In der Geschichte des religiösen Fanatismus und Versirrung des menschlichen Geistes mag die Areuzigungssgeschichte von Wildisbuch, einem Dörslein im nördlichen Theil des Kantons, vom Jahr 1823, nicht sehlen, wo eine Schwärmerin, um die schweren Sünden der Jetzzeit zu tilgen und Gott durch ein blutiges Opfer zu versschnen, sich an's Areuz nageln läßt, nachdem sie ihre Schwester geholsen hatte todtzuschlagen, die sich zu opfern bereit erklärte, damit der Satan nicht siege. (Siehe Appenszeller Kalender 1893.)

Vor Aufhebung der Alöster im Aargan wandte sich der Bürcher Bauer, wenn einer Ruh oder sonstigem Sausthier etwas fehlte, nicht immer an den Thierarzt im Dorfe, sondern er wanderte hinunter zu den Vätern Kapuzinern nach Baden oder Bremgarten. Die Popularität der langen Graubärte beschränkte sich nicht nur auf die katholischen Areise, sondern sie genossen auch großes Vertrauen bei den Reformirten. Wenn Jemand bestohlen wurde, sollten sie durch Beten das Gestohlene wiederum herbeischaffen oder den Dieb ausfindig machen oder gar einen bösen Nachbar todtbeten. — Für die armen Bater war das Segnen und Räuchern der Ställe eine ergiebige Einnahmsquelle und fie verfehlten nie an die Stallthure das Bild des heiligen Antonius von Padua in den schönsten Regenbogenfarben anzukleben; denn dieser sonderbare Mann, ein eifriger Berbreiter des Franziskaner-Ordens, predigte der Sage nach mit solcher Wucht und Kraft, daß selbst die Fische im Waffer und die Bögel im Walde seinen Reden zuhörten

und in Andacht gerührt wurden. Die Gunft, welche der der Armuth geweihte Orden genießt, hängt mit einem tiefen demofratischen Gefühl zusammen. Der Kapuziner wird unter dem Strohdache geboren. Her= vorgegangen aus der ärmsten Volksklasse, versteht er das Leben und die Bedürfnisse des Volkes; er besucht als Bruder die Familie des Landmanns, tröstet die franke Dürftigkeit, ist wohlwollend gegen die Kinder, nachsichtig im Beichtstuhl. Sein Vortrag auf der Kanzel ist allgemein faßlich, oft mit drastischen und humoristischen Bildern ge= schmückt. Im Schooße der Kirche wie unter dem Mönchsorden bleibt er Volk. Wenn irgendwo im schwarzen Leibrock, demüthig und stolz zugleich, der Fesuit erscheint, herrschsüchtig und schmeichelnd wo es der Macht, und einnehmend wo es dem Reichthum gilt, da befämpft der Rapuziner, der Demokrat der Priesterschaft, diesen Diener und herr Derjenigen, die das Bolf unterdrücken. Das Volk aber belohnt ihn durch seine liebevolle Zuneigung.

Im Jahre 1758 gab sich der Landes-Statthalter von Schwyz, Augustin von Reding, ein angesehener und reicher Mann, im Sinverständniß mit seiner Gemahlin alle Mühe für die Aufnahme der Gesellschaft Jesu in seinem Geburts- orte. Er wollte seine eigene Wohnung, Matten und Güter nebst 80,000 Gulden zur Stiftung einer Kirche, eines Kollegiums und zum Unterhalt der Gesellschaft hergeben und Jedem einen Thaler, der an der Landsgemeinde die Hand aufhebe zu Gunsten jener Männer, die ein Leben wie die Apostel führen sollen. — Ein Kapuziner setzte ein gescheidtes und witziges Gespräch auf, welches vom Volke begierig gelesen wurde. Nach demselben sind die Jesuiten

ein Luxus in der Religion. Für alle Bedürfnisse des Gottesdienstes, der Seelsorge und des Unterrichts der Jugend ist bei uns ebensowohl gesorgt als in irgend einem Lande, wo die ehrwürdigen Läter ihre Kinderlehren halten. Die Vortheile, die sie versprechen, sind eine Täuschung. Ihre Unswesenheit wäre im Gegentheil ein Verderben sür das Land. Die Jesuiten haben aller Orten, wo sie sich niederlassen, Matten, Alben, Landgüter und Lusthäuser. Allerdings sieht man sie nicht wie die Kapuziner um Brod, Butter, Kerzen, Garn betteln; aber Geld, ganze Höfe, Silbergeschirr für ihre Haushaltung, goldene Ketten für ihre Kirchen anzunehmen, ist ihnen nicht gut genug. Wenn in der Folge am Kloster oder Kollegium etwas sehlt, so muß der Landesseckel herhalten. Diese Herren sind zu köstlich für unser Land, sie würden zuletzt reich und unser Land arm.

Dieses Gespräch brachte eine große Wirkung hervor. Das Bolf ließ sich nicht blenden und verbot durch ein Gesetz, daß bei großer Straf feiner sich erfrechen sollte, dieses Geschäftes halber auf einer Landsgemeinde einen Antrag zu

stellen.

Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind und das Unglaubliche findet oft am leichtesten Glauben! Nicht ein armes Dorf im Hinterlande, sondern Riesbach, die reiche blühende, nunmehr zur Stadt gehörende Ausgemeinde ist der Schauplatz, auf welchem sich unsere Geschichte abspielt. Bei allen untlaren, geheimnisvollen Geschichten thut man immer gut, vor allem der "Frau" nachzufragen, weil im Hintergrund immer das "Ewig-Weibliche" zu suchen und auch zu sinden ist. In unserm Falle heißt das Ewig-Weibliche Anna Leuthold, 39 Jahre alt, zum dritten Mal verheirathet. Somit war diese glatte, mit sehr jugendlichen Neigungen und Leidenschaften versehene forpulente Dame eine gute Kennerin der Männer. Sie hatte einst in bessern Verhältnissen gelebt, war aber im Beginn unserer Geschichte von der Armenbehörde verkoftgeldet, während ihr 60 jähriger

Mann taglöhnete.

Im Berbst 1858 besuchte Jakob Weidmann von Embrach, ein fleißiger, sparsamer Mann, der mit seiner Frau und fünf Kindern ein gutes Austommen hatte in seiner Eigenschaft als Exerziermeister bei der Infanterie, seine Schwester, eine Frau Boller in Riesbach, bei welcher er die in Rost gegebene und fürzlich aus dem Spital entlaffene Leuthold fand. Diese wußte sich bei ihren Kostgebern in bedeutenden Respekt zu setzen, indem sie dunkle Undeutungen fallen ließ von einer glänzenden Zufunft, welche ihr noch bevorftände. Sie erzählte unter anderm, fie habe aus ihrer ersten Ehe eine Tochter, welche den vornehmen Spinnerfönig Beirich Rung zum "Götti" habe, in Bern erzogen würde und für welche bereits 10,000 Gulden in einer Raffe deponirt seien. Mit der Zeit werde fie im Stande sein, da das Verhältniß mit dem Millionenmann ein sehr inniges sei, die Pflege und Freundschaft bei Bollers auf's schönste zu vergelten. Lettere glaubten Alles und waren selig, denn der Glaube macht ja bekanntlich selig! Alls Weidmann an der Fasnacht wiederum bei seiner Schwester einsprach, erzählte diese, sie sei sehr glücklich, denn sie werde für die Pflege der Leuthold 500 Franken, ihre größere Tochter ein Klavier und die übrigen Kinder jedes ein Bett erhalten. Woher diese Dinge kommen sollten, mußte aber verschwiegen werden. Im Mai deffelben Jahres,

an einem Sonntag, hielt vor dem Hause der Weidmauns in Embrach ein Einspänner, der ihnen den Besuch seiner Schwester und ihres Mannes nehst der Frau Leuthold brachte. Frau Boller machte ihrem Bruder die wichtige Mitteilung, Oberst Kunz wolle ihm einen schönen "Gewerb" schenken, der mindestens 15,000 Gulden kosten müsse. Weidemann konnte nicht recht daran glauben und seine Frau noch weniger, denn der Spinnerkönig, obwohl er die meisten Spindeln auf dem Kontinent besitze und als der reichste Mann des Kantons gelte, sei durchaus nicht freigebig. Allein Frau Leuthold gab Aufstärungen: Es sei nicht zu leugnen, daß der Herr Oberst persönlich geizig sei, herentgegen sei er "Präsident der Freimaurer", besitze einen Alerun und habe den Austrag, große Summen an brave Leute zu verteilen, die es brauchen können und dessen würdig seien. Erst fürzlich hätten die Freimaurer 2000 Millionen aus Paris erhalten.

Die Boller'schen Cheleute, selbst betrogen, gaben zu verstehen, daß dies Alles wahr sei. Einige Tage darauf ersichien die Leuthold allein bei Weidmann und zeigte ihm einen angeblichen Brief des Herrn Obersten, in welchem 70,000 Franken versprochen wurden. Er, der Herr Oberst, lebe der Erwartung, daß Weidmann sein Glück nicht mit Füßen treten würde! Nun begann die Operation, wie sie bei Schatzgräbereien üblich ist. Vorerst muffe zur Bermittlung gang "reines" Geld eines "braven" Mannes hergegeben werden, an dem kein Unrecht klebe und Niemand bürfe davon erfahren; 60-100 Franken seien vorläufig genügend. Beidmann, dem der zu erwartende mindestens 10,000 Gulden wertige Gewerb wie ein Mühlrad im Kopf herumging, holt aus der Kammer 50 Franken und geht zu einem Nachbar, um von demselben weitere 50 Franken zu entlehnen. Nach 4 Tagen fam wiederum die Leuthold mit einem neuen Brief, worin der Herr Oberst für die empfangenen 100 Franken ehrerbietigst dankte und seinem freigebigen Freunde zu den erwähnten 70,000 Franken noch ein "schönes Heimwesen" versprach, das sich Weidmann in der Umgebung der Stadt aussuchen sollte. Er gab wiederum 50 Fränkli und fuhr mit der Leuthold nach der Stadt, um fich in der Nachbarschaft das heimwesen auszusuchen. Er fand auch wirklich eines, welches ihm sehr gefiel von wegen dem prächtigen Baumgarten. Bei diesem Unlaffe zeigte Fran Leuthold ihm ein großes Haus, welches der Herr Oberst um 22,000 Gulden gefauft und ihr geschenkt habe. Frau Boller bestätigte dieses und alles andere Migliche und Unmögliche und redete ihrem Bruder zu, er solle nur Geld hergeben, soviel er auftreiben könne, es werde ihm ja doch hundert- und taufendfach erfetzt. Der Glaubens= eifrige gab an jenem Tag so viel er bei sich hatte, nämlich 35 Franken.

Jett ließ Frau Leuthold sich herab zu sagen, wozu das Geld bestimmt sei: Die Tochter des Oberst Kunz, für welche er große Zärtlichseit hege, sei dermalen sehr krank in Bern und auf ihre Heilung müsse das Geld eines braven Mannes, wie Weidmann einer sei, verwendet werden. Am 2. Juni war sie wieder in Embrach, klagend, das Geld hätte nicht gewirkt, weil dasselbe von der Frau Boller "gesehen" worden sei. Der gläubige Weidmann gab 1500 und nachher nochmals 250 Franken nebst einem Vierling Zwetschgen, erhielt dagegen die Versicherung, der Oberst habe ein schönes Heins

wesen für ihn gekauft und er solle nun seine beschwerliche Stelle als Instruktor aufgeben. Weidmann, der sich nur noch einen Schritt von seinem Glücke entfernt glaubte, war dazu bereit. Aber jetzt trat ein schlimmes Ereigniß ein. Oberft Kunz war frank geworden und zu seiner Herstellung bedurfte es viel "reines" Geld. Weidmann entlehnte eine Summe nach der andern gegen Hypothek und Faustpfand und jeder Sendung mußte ein Bierlig Zwetschgen beigegeben werden, aber ganz genau gewogen. Eines Tages schreibt die Leuthold an Weidmann, so viel hundert Franken er schicke, so viel Jahre könne der Wohlthäter Aunz noch leben und Weidmann schickt auf einmal 3,000 Franken. Dafür erhält er die erfreuliche Nachricht, der kranke Mann habe, sobald ihm das Geld in die Hand gedrückt worden, wieder reden können und gefagt: "O du lieber Weidmann!" Aber der franke Mann starb im August. Bei der Stellung, welche der Millionenmann eingenommen, war sein Tod ein öffentliches Ereigniß, deffen Runde mit Blitzesschnielle durch das Land ging.

Nun erfolgt das Unglaubliche! Fran Leuthold beschreibt in einem Brief an Weidmann, wie rührend das Begräbniß des Obersten gewesen und daß die Leiche einbalsamirt worden sei; der Schmerz zerschneide ihr das Herz, aber der Wohltäter könne ihnen wieder geschenkt werden, wenn Weidmann das Nöthige thue, denn es sei nur ein Nervenschlag. Der Todte könne wieder gerettet werden: 1. da er einen Alrun besitze; 2. weil er ein Geist sei; 3. weil er als Freimaurer das Gebot nie übertreten und 4. weil er die Macht eines Apostels habe, wieder aufzustehen. Der arme Betrogene glaubte Alles, tat einen letzten Ruck, brachte noch 1000 Franken zusammen und schickte die Gelder da= hin, wohin er schon viele geschickt hatte. Im Ganzen waren ihm 14,000 Franken abgenommen worden, welche Summe über sein eigenes Vermögen gieng, so daß seine Gläubiger, bei denen er unter allerlei Vorwänden Geld aufgenommen hatte, Anstalt trafen, ihn wegen Betrugs friminell zu belangen. Das machte endlich die ganze Schwindelblase platen.

Der neugierige Leser wird nun fragen: Was hat die Leuthold mit dem erschwindelten Gelde angefangen?

Seit die Gelder flüssig geworden, wohnte die schlaue Betrügerin nicht mehr bei Boller's, sondern auf großartigem Fuß in der Stadt und warf Monate lang das Geld mit vollen händen weg. Sie simulierte immer Krankheit vor und lief zu allen Aerzten. Schließlich erfor sie sich zum Leibarzt einen jungen Mediziner, dem sie ihre Vermögens= umstände erzählte, ebenso die Verhältnisse ihrer Tochter Babette, welche in Bern erzogen und geschult und der ihr Pathe, der Spinnerkönig Kunz, bereits 30 Millionen Franken geschenkt habe. Der junge Doktor sperrte die Augen weit auf, es wurde ihm von den vielen Millionen ganz schwindlig; aber als praktischer Mann griff er rasch zu und trat sofort in Korrespondenz mit dem Millionen-Babettli in Bern, welche ihm für die vortreffliche Behandlung ihrer Mutter zärtlich dankte und ihn ihrer heißen Liebe versicherte. Im September 1859 fuhr der Herr Doktor mit seiner zufünftigen Schwiegermama in einem Wagen erster Klasse in's Berner Oberland und logierte im Hotel Ritschard mitten in der vornehmen Welt. Nach einigen Tagen erscheint eine nette junge Dame mit Krinoline, Amazonenhütlein, Schleier und sonstigem Zubehör. Es war das Millionen= Babettli. Er sah sie und sie ihn. Zwei Herzen und ein Schlag. Bald erklärte das niedliche Babettli, daß sie wegen Erbschaftsangelegenheiten des pinnerkönigs, ihres Pathen, nach Zürich verreisen müsse. Da in der Folge die Reisekasse nach dreiwöchentlichem Aufenthalt leer geworden und die Zuschüsse von Weidmann nicht immer pünktlich eintrasen, so verreiste die Frau Schwiegermutter ebenfalls. Schließlich blieb dem Herrn Doktor nichts anderes übrig, als die Rückreise nach der Hauptstadt seines Heimatlandes anzutreten, um seine Millionenbraut aufzusuchen, wo das junge Mädchen ihrem Bräutigam unter Thränen erzählte, daß sie nur eine Weißnäherin sei, die sich von der Frau Leuthold habe gewinnen und abrüchten lassen, deren Tochter vorzustellen und die Millionenbraut zu spielen.

Doch ein akademisch gebildeter Mann gibt die Hoffnung nicht so bald auf. In drohendem Tone wendet sich der Herr Doktor an die Ex-Schwiegermutter und bestellt sie zu einer Zusammenkunft. Dort sagen die Beiden einander verschiebene Höflichkeiten. Schließlich stellt der Medizinmann das Ultimatum an Madame: Entweder eine Entschädigungssumme oder gerichtliche Belangung. Sie: "Nun, wie viel wollen's zur Entschädigung haben?" Er: "Zehntausend

Franken." Sie: "Ach was, schreien Sie doch nicht so wegen dem Lumpengeld! Sie sollen den Bettel haben!" Großsartig übergibt sie dem Doktor einen auf 10,000 Franken lautenden Schuldschein. Ueberglücklich verlobt er sich auf's Neue mit dem Babettli, beifügend, er wolle mit ihr nach Amerika auswandern, so bald das Reisegeld, d. h. die 10,000 Franken, einkassirt sein werden.

Unterdessen führte der Leibarzt der hochherzigen Masdame Leuthold seine Braut für einige Tage nach dem lustigen Baden, wo durch die heißen Quellen die Kranken gesund und die Gesunden durch den feurigen Goldwändler noch gesünder werden und stellte sie den Badesgäten als sein liebes Franeli vor. Doch mit des Gesichickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten! Die Schuldverschreibung konnte leider nicht realisirt werden, mit der Amerikareise war somit nichts und am allerswenigken mit der Hochzeit.

Endlich erhielt die Polizei Wind von der Sache. Das

Endlich erhielt die Polizei Wind von der Sache. Das Babettli kam für 4 Wochen an den Schatten und die Leuthold wurde vom Schwurgericht zu zehn Jahren Zuchthaus versurtheilt. Weidmann war zum Bettler geworden. Also ge-

schehen im Jahre des Heils 1860.

In Sachen des Vaters.



In dem Prozeß eines Händlers in X. wurde dessen dreizehnjähriger Sohn zur Vernehmung geladen. Als derselbe bei seinem Aufruf in dem Gerichtssaal erschien, brach unbändige Heiterkeit unter den Anwesenden los. Der Junge sahaber auch zukomisch aus, seine kleine Gestalt verschwand fast unter einem großen weiten Gehrock, der bis auf die mit riesigen Stiefeln bekleideten Füße herabsiel. Im gleichen Umfange waren Hosen, Aragen und Hut gehalten. Außerdem trug der sonderbare Zeuge einen gewaltigen Stock in der Hand. Auf die Frage des Vorssitzenden, wie er in solchem Aufzug vor Gericht erscheinen

könne, meinte der arme Junge schüchtern, das stände doch in der Vorladung vorgesschrieben. Allgemeines Erstaunen. Der Kleine aber schürzte den langen Aermel zurück, suchte eine Weile in den tiefen Taschen herum und förderte endlich das Schriftstück zu Tage. Mit triumphirender Miene wieser auf die Worte: "In Sachen Ihres Vaters."

Widerfuhr einem fröhlichen Zecher in einem Restaurant in St. Gallen. Er hatte sich's dort gemüthlich gemacht und dachte noch nicht im entferntesten an's Nachhausegehen. Da erschien plöglich im Lokal seine Frau, die sich dem anscheinend etwas verblüfften Chegatten gegenüberstellte mitden Worten: "Guete-n-Obed, min Jakob! Do bring' i Dir's Obed- und 's Mittagesse; en anders Mol bring' der denn 's Bett mit." Diese Begrüßung war freilich nicht gerade liebenswürdig ausgefallen, aber der Angeredete ließ sich deßhalb nicht stören, betrachtete den Lorsalbeilenhrals ein Zeichen der "Frauenbewegung" und machte zur Heiterkeit der Anwesenden von der ihm gebotenen Bequemlichkeit Gebrauch.

Beruhigend. Er: "Ich werde Deinetwegennoch den Verstand verlieren."— Sie: "Aber, lieber Mann, mach' nicht so viel Aufhebens wegen so einer Kleinigkeit."